

Sprechsaal

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **7 (1902-1903)**

Heft 3

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

D's Wiehnachtchindli wohnt dert obe,
Dert, im schöne Stärneland;
Gold isch i sy Schleier g'wobe,
Schneewyss glitzeret sys G'wand.

Mit de'n Auge lieb und fründlech
Luegt's vom goldne Himmelssaal,
Kennt — seit's Muetterli — ganz gründlech
Jedes Chind im Aerdetal.

'S güggelet dür d'Türespältli,
'S luegt dür jedes Schlüsselloch;
Wenn's au fyschter isch im Ghältli,
D's Wiehnachtchindli gseht eim doch.

'S luegt, öb d'Buebe rüig sitze,
Oeb si d'Füessli still cheu ha,
Oeb si artig d'Griffel spitze,
Folge tüe enanderena.

'S luegt, wie d'Meiteli Lätsche mache,
'S gseht, öb d'Händli suber sy,
Oeb nid d's Müüli geng tüi lache,
Oeb au d's Züngli schwig derby.

D's Wiehnachtchindli isch en Aengel,
Uese Heiland het's üs gschickt,
Dass im Aerdeland voll Mängel
Au d's ärmst Chindli wärd beglückt.

Hüt vor viele hundert Jahre
Isch er cho, es Chindli chlyn.
Gsunge hei-n-ihm d'Aengelschare
I der Nacht bim Stärneschyn.

Mir au wei ihm fröhlech singe,
Danke, was es jedes mag.
Häll söll üses Liedli klinge —
Ihm zur Ehr, am Wiehnachtstag.

M.

Sprechsaal.

Zur Heimfrage. Das Projekt Rubigen war begraben und mit ihm die Streit-
axt zwischen den Gegnerinnen und Anhängerinnen des alten Hauses. Nun sehe
ich mich leider genötigt, darauf zurückzukommen. Die Ausführungen der Frl.
Zehnder, St. Gallen, in Nr. 2 unseres Blattes, zwingen mich dazu. Es sei mir
deshalb gestattet, zur Rechtfertigung des Vorstandes und unser aller, die wir
für Rubigen waren, einiges vorzubringen, damit wir vor der Lehrerinnenschaft
nicht in allzu schlechtem Lichte dastehen, als solche, die unbedacht und in leicht-
sinniger Verblendung dem Verein ein gänzlich verfehltes Projekt vorgelegt hätten.
Wie bekannt, brachte an der letzten Generalversammlung die Sektion Basel die
Anregung, es möchte nun endlich mit der Gründung des Heimes Ernst gemacht
werden. Der Vorstand solle sich mit der Sache ernstlich beschäftigen, und wenn
das erste Heim auch nur in ganz bescheidenem, unsern Mitteln angemessenen
Rahmen erstellt werde, so sei das besser, als ein allzulanges Zuwarten. Der
Wunsch Basels wurde zum Beschluss erhoben. Diesem Beschlusse gemäss han-
delte der Vorstand, wenn er Rubigen als erstes Lehrerinnenheim in Aussicht
nahm. Es lag in dem Projekte des Vorstandes viel Bescheidenheit und Zurück-
haltung. Bern machte den Anspruch auf das erste Heim, aber nicht auf ein stol-

zes, kostspieliges Gebäude, das die Gründung anderer Heime in weite Fernen verschob. Rubigen schien nun ein geeignetes Objekt zu sein. Der billige Preis, die schöne Lage, der grossartige Umschwung, die gute Verbindung mit Bern verlockten zum Kauf. Wenn an der Generalversammlung in Olten der Preis zu hoch gefunden wurde, so zeugt das von Unkenntnis der Verhältnisse. Auch der Einwand von Frl. Zehnder, das für das Gut ausgelegte Kapital werde sich nicht genügend verzinsen, ist nicht stichhaltig. Dieses Kapital verzinst sich in keinem uns bekannten Lehrerinnenheim und soll es auch nicht. Gerade deshalb können die Pensionsgelder so niedrig berechnet werden, weil das Haus keine Rendite abzuwerfen braucht. So liessen sich noch andere Gründe, die gegen das Projekt Rubigen erhoben wurden, antasten. Viele davon sind eigentlich nicht Gründe, sondern Vermutungen, und dies tritt im Protokoll etwas allzudeutlich hervor. Darum die Zurechtweisung in letzter Nummer. Doch genug von Rubigen! Ich will für die verlorne Sache keine Lanze mehr brechen. Haben wir ja doch in Bern die Niederlage schnell genug verwunden und als gute Republikanerinnen den Willen der siegenden Mehrheit respektiert, indem wir ihn zu unserm eigenen machten. Wir haben nun eine Abscheu vor alten Häusern und halten Ausschau nach Bauplätzen, obschon das „prächtige Melchenbühl“, das Frl. Zehnder heute so verlockend erscheint, auch eine „Antiquität“ ist. Dass wir nicht in eigensinnigem Groll das Problem ruhen lassen, davon mögen folgende Tatsachen zeugen.

Während der Herbstferien schon machten sich Frl. Stauffer und Frl. M. Herren auf die Reise und besuchten die Lehrerinnenheime in Strassburg und Lichtenthal bei Baden-Baden. Sie haben dabei weder Zeit, noch Mühe, noch Kosten gescheut, um im Dienste des ganzen Vereins wertvolle Einsicht zu gewinnen. Das Resultat dieser Reise, die, ich betone dies ausdrücklich, auf eigene Kosten der beiden Damen gemacht wurde, liegt vor in dem Referate, das Frl. Stauffer am 15. November in der Mitgliederversammlung der Sektion Bern gehalten hat. Ich möchte bei diesem Anlasse Frl. Stauffers hingebenden Eifer und rastlose Tätigkeit für unsern Verein hervorheben. Was wir an dieser Schriftführerin besitzen, können nur die wissen, die den Vereinsgeschäften nahestehen.

Samstag den 15. November fand die Versammlung der Sektion Bern in Burgdorf statt. Haupttraktandum war der Bericht von Frl. Stauffer über das Lehrerinnenheim in Baden-Baden. Daran knüpfte sich eine Diskussion über die Frage: „Was für Anforderungen stellen wir Bernerinnen an ein zu gründendes schweizerisches Lehrerinnenheim?“ Das Resultat des sehr regen Gedankenaustausches stimmt im wesentlichen mit den Wünschen Frl. Zehnders überein, die wir am folgenden Morgen in unserm Blatte lasen. Die Sektion Bern wünscht, dass der Vorstand von allen Gelegenheitskäufen abstrahiere und nach geschehener Enquete (Stadt oder Land?) sich nach geeigneten Bauplätzen umsehe. Dies letztere deckt sich nun allerdings nicht mit der Ansicht Frl. Zehnders, welche die Bedürfnisfrage verneint. Ueber diese Meinungsverschiedenheit noch einige Worte! Frl. Zehnder glaubt, weil Melchenbühl wenig Anmeldungen von Lehrerinnen erhalte, so sei noch keine Altersversorgung für Lehrerinnen notwendig. Nun aber wird der Eintritt in die Anstalt Melchenbühl von beschränkenden Bestimmungen abhängig gemacht. Die Bewerberinnen müssen 20 Jahre in der Schweiz Schule gehalten haben, dürfen nicht weniger als 55 Jahre alt sein, und sie sollen sich noch einer relativ guten Gesundheit erfreuen. Gelähmte, Erblindete und Schwerhörige würden nur unter der Bedingung Aufnahme finden, dass sie sich selbst zu helfen verstünden und keine weitere Pflege und Hilfe brauchten.

Es ist klar, dass dadurch viele ausgeschlossen sind, denen unser Heim offen stehen würde: Kolleginnen, die im Auslande ihr Brot gefunden, solche, die vor dem 55. Altersjahr dienstunfähig sind und hilflose Invalide. So ist denn auch eine Angemeldete aufs Warten verwiesen, bis sie das vorschriftsmässige Alter erreicht hat. Überdies ist Melchenbühl nicht *unser* Heim, auf das wir ein Anrecht haben, und wer nicht gänzlich unbemittelt ist, wird es vorziehen, ein Kostgeld zu bezahlen, wovon die Pensionäre im Melchenbühl befreit sind. Es ist ausserordentlich schwierig, über die Bedürfnisfrage zu entscheiden. Eine Enquete vermöchte kein sicheres Resultat zu ergeben. Scheu, Zurückhaltung und Misstrauen würden zu viel Einfluss haben. Man müsste schon persönlich von Dorf zu Dorf gehen und die Lage der einzelnen Lehrerinnen zu erlauschen suchen, was natürlich nicht tunlich ist. Ich kann aber nicht glauben, dass in unserm Lande keine alten oder müden und ruhebedürftigen Lehrerinnen sind, die das schwere Amt gerne niederlegen würden, wenn ein gastliches Haus ihnen offen stände. Aber eben, ein solches Haus muss erst dastehen. Man muss sehen und sich überzeugen können, dass man da gut aufgehoben ist. Und vergessen wir die Erholungsbedürftigen nicht! Wie viele unter uns versäumen es, zur rechten Zeit auszuruhen, weil ihnen ein Ruheort fehlt! In Anbetracht dieser Verhältnisse hat die Sektion Bern beschlossen, frisch und fröhlich die Tat zu wagen, auch auf die Gefahr hin, Schulden machen zu müssen. Eine Votantin hat sich in Burgdorf geäußert, die ältern Lehrerinnen, die am meisten für das Heim gewirkt, sollten seine Segnungen auch noch geniessen können. Sie hielt es für unrichtig, dass man den jungen Lehrerinnen ein schuldenfreies Heim schenke. Diese würden die mühelos gepflückte Frucht kaum zu schätzen wissen.

In diesem Sinne wird nun die Sektion Bern an der Lösung der Heimfrage weiter arbeiten helfen. Sie wird Mut und Eifer weder durch vergangene noch durch zukünftige Enttäuschungen verlieren. Mögen noch so viele Meinungsdivergenzen herrschen, über allen steht das schöne Ziel, das uns eint. Dieses Ziel aber ist kein egoistisches. Wir reden und kämpfen nicht für unsern *persönlichen* Vorteil; darum können und sollen persönliche Misstimmungen ausgeschlossen sein.

E. Graf, Bern.

Antwort auf Frage 1. Liebe Kollegin! Sie wünschen zu wissen, was andere Lehrerinnen vom Schwärmen der Mädchen für ihre Lehrer halten. Fassen wir die Frage allgemeiner, und sagen wir, was wir vom Schwärmen überhaupt denken, und fügen wir dann noch die erschwerenden Momente für das Schwärmen für den Lehrer an.

Ich halte nämlich jedwedes Schwärmen für verwerflich, weil es ein an und für sich tüchtiges und gesundes Gefühl, das der dankbaren Zuneigung eines Empfangenden zu einem Gebenden, ins krankhafte steigert. Gesunde Gefühle beherrschen *wir*, krankhafte beherrschen *uns*.

Beim Schwärmen überwuchert das Gefühlsleben das des Verstandes, und bei einem harmonisch entwickelten Menschen sollen beide gleich entwickelt sein, nein — heutzutage ist es wirklich besser, wenn der Kopf Hausherr, das Herz Hausfrau ist.

Just weil das Gefühlsleben beim Mädchen — soll ich sagen gottlob oder leider? — schon von Natur ein reicheres ist, sollen die Erzieher den Verstand so festigen, dass nicht jeder rauhe Wind, der über unsern Lebensweg fegt, uns ans Herz greifen und uns weh tun kann. In dem reicheren Gemütsleben liegt auch der Grund, warum das Schwärmen bei Mädchen viel häufiger vorkommt

und viel gefährlicher ist, als bei Knaben. Ein schwärmendes Jüngelchen ist ja gewiss auch keine Augenweide, aber dem hilft seine derbere Natur, sein Verstand, wieder zurecht. Bis zu welchem Grade Mädchen die Kopf- und Taktlosigkeit treiben können, wenn nur erst das Schwärmen bei ihnen „gezüchtet“ wird, davon stehen Ihnen — allerdings nur privatissime — Beispiele zur Verfügung.

Wir Frauen haben es so dringlich nötig, unsere Urteilkraft zu schärfen und zu klären, Schwärmen stumpft sie ab und trübt sie.

Schwärmen lässt uns Personen und Dinge unter ganz schieferm Gesichtswinkel sehen, und ich halte dafür, dass auch hier der rechte Winkel die Basis ist, auf der allein sich richtige Konstruktionen aufbauen lassen.

Durch Schwärmen bereichern wir uns nicht, im Gegenteil, wir verarmen, weil wir zu viel auf eine Karte setzen und all das unbeachtet lassen, was sonst noch etwa am Wege für uns blühen möchte.

„Das Schwärmen schadet dem Lernen, das weiss ich aus Erfahrung,“ versicherte mir eine kleine Schwärmerin, und die muss es ja wissen.

Gründe genug, die Sache gleich in den Anfängen zu ersticken. Und der Lehrer hat dazu eine viel heiligere Verpflichtung, als die Lehrerin, denn beim Schwärmen für den Lehrer kommt noch ein sehr schwer ins Gewicht fallendes Moment dazu, das geschlechtliche. Das gröber, sinnlicher veranlagte Mädchen liebt bewusst, das feinere unbewusst, nicht den Lehrer, sondern — den Mann. Und da kommen wir nun auf ein anderes, viel ernsteres Gebiet. Wenn wir wollen, dass der geschlechtliche Trieb rein sei und es bleibe, dann darf er nur naturgemäss und aus sich selbst erst dann erwachen, wenn wir körperlich und geistig befähigt sind, ihm den ihm gebührenden Platz und die ihm zukommende Beherrschung anzuweisen. Ein mir bekannter Arzt legt hierauf so viel Gewicht, dass er aus diesem Grunde nur Lehrerinnen an den Oberklassen möchte. Leider muss ich Ihnen da sagen, dass es mir oft scheint, dass gerade da viele Mütter das Menschenmögliche tun, so früh wie möglich ein Erwachen herbeizuführen.

Durch das Schwärmen für den Lehrer schafft sich der unreife Kopf ein Ideal, dem dann im wirklichen Leben herzlich wenig entspricht, und das führt zu bittern Enttäuschungen.

Unsere Fähigkeit zu lieben ist nicht unendlich, wir bekommen ein Teil uns zugemessen, und wenn wir das in kleiner Münze verschleudern, so haben wir dann da nicht genug, wo es gilt, mit vollem ganzem Herzen einzusetzen, zu lieben und immer wieder zu lieben — trotz alledem.

Sollte nicht vielleicht hierin auch ein Grund für die Zerfahrenheit so vieler Ehen zu suchen sein?

Sie sehen, das Schwärmen hat das mit vielen andern Giften gemein, dass es so unschuldig aussieht und doch Schaden stiftet. Wer als Lehrerin es bei den Schülerinnen begünstigt, hat seine Aufgabe nicht ethisch hoch genug erfasst, wer es als Lehrer tut — versündigt sich an der Reinheit der Mädchenseele. Wir nützen auch nur uns selber, wenn wir die Zuneigung auf ein gesundes Mass eindämmen, denn ich habe noch nie eine zur Vernunft Zurückgekehrte sagen hören: Wie konnte ich nur so schwärmen? es hiess immer: Wie konnte ich doch für *den* oder *die* schwärmen? Und es ist auch ganz natürlich, denn auf ein je höheres Piedestal „der“ oder „die“ gestellt wurde, um so tiefer mussten sie heruntersteigen, und es ist etwas gar so klägliches um „gestürzte Götter“.

Leben Sie wohl! Ich bin und bleibe

Ihre Kollegin.

Zu Frage 2. Eine von der Redaktion für diese Frage zu Rate gezogene musikalische Autorität schreibt darüber folgendes:

Ich kenne das „Choralion“ nicht, kann mir aber nicht denken, dass es wirklich etwas wert ist. Solche kleine und billige Instrumente taugen in der Regel nichts. Die Blasebälge sind gewöhnlich zu klein und schlecht gearbeitet, so dass sie nach kurzer Zeit unbrauchbar sind.

Ich würde zu einem grösseren Instrumente raten; es gibt für 120—150 Fr. schon recht gute Harmoniums.

Antwort auf Frage 3.* Nur frisch ans Werk und eine Sonntagsschule gegründet, dieses Arbeiten im Weinberge des Herrn wird Ihnen, liebe Kollegin, gewiss Freude bereiten! Und was Ihre Bedenken betreffen, so will ich sie zu widerlegen suchen. Der Erfolg kröne nicht die Mühe und Arbeit! Ja, soweit wir mit unsern Augen sehen, kann das schon scheinen. Diese Augen können aber gewiss nicht alles sehen, was in den Kinderherzen vorgeht, wie da drinnen die Körnlein nach kürzerer oder längerer Zeit doch den guten Boden finden. Wo fand edle Arbeit je raschen und reichen Erfolg? Nicht einmal beim grössten Arbeiter, der je für Gott „geschafft“. Das wird Ihnen hoher Lohn sein, wenn sich die Kinder freudig um Sie versammeln am Tag des Herrn, der doch diesen Namen auch für die Kleinen führt. Von stetigem Wegbleiben, sobald die Kinder das Neue gekostet, habe ich nie etwas gemerkt, eher ist die Zahl meiner Schüler mit der Zeit gestiegen. Auf kleine Sticheleien und Vorurteile von seiten einiger Familienoberhäupter muss man sich wohl immer gefasst machen. aber gar bald werden auch die Kinder dieser „Weisen“ in der Sonntagsschule erscheinen; denn dass sie „ömel“ da nichts Böses lernen, das sieht bald jedermann ein.

Wenn ich Ihnen nun noch einen Rat betreffs des Unterrichts geben darf, so ist es der: Begnügen Sie sich mit wenig biblischem Stoff, erzählen Sie jedesmal ein oder mehrere Geschichtchen mit ganz kurzer Nutzenanwendung, singen Sie viel, viel und, die heute dagewesen, werden auch das nächste Mal kommen. Für Sie fällt dann momentan auch etwas ab: Die schönste Stunde vom schönen Tag haben Sie unter Ihren Kindern verlebt!

Und nun, damit Sie sich nicht überanstrengen, rate ich Ihnen, hie und da einen Sonntag freizugeben oder regelmässig nur alle 14 Tage Sonntagsschule zu halten. Das genügt ja auch!

Nun, Gott befohlen, liebe Kollegin! Er segne Ihre Arbeit!

Auch eine Lehrerin.

Zu Frage 3 in Nr. 2. Wir Lehrerinnen haben wahrlich täglich Gelegenheit in Fülle, etwas im Dienste des Herrn zu tun. Wenn wir uns der armen Schwachen mit nie ermüdender Geduld und herzlicher Liebe annehmen, wenn wir nach Kräften dafür sorgen helfen, dass es den Bedürftigen nicht an Nahrung und Kleidung fehlt, wenn unser Wirken, der Sonne gleich, belebt und erwärmt, dass die Schule allen Kindern ein lieber Aufenthalt ist, dann dienen wir gewiss auch dem Herrn. Es heisst ja: Was ihr einem dieser Geringsten tut, das habt ihr mir getan.

Bei uns im Kanton Bern, wo der obligatorische Unterrichtsplan wöchentlich 4/2 Stunden Religionsunterricht vorschreibt für die Unterschule, sind sicher die Sonntagsschulen keine Notwendigkeit. Allzuviel stumpft ab. Dieselben werden übrigens hauptsächlich in der Zeit vor Weihnachten fleissig besucht, wenn das

* Von den vielen auf Frage 3 eingelangten Antworten mussten einige auf nächste Nummer zurückgelegt werden.

„Festchen“ mit Tannenbaum und Geschenklein in Sicht ist, und es gibt Mütter, die ihre Kinder nur darum hinschicken, damit sie auch am Sonntag für eine Stunde vor ihnen Ruhe haben. Es sind dies die nämlichen, die seufzen und jammern, wenn die für die Kinder so wohltuende Ferienzeit anbricht, und die selbst die schulfreien Nachmittage verwünschen. Gönnen man doch dem Kinde einen ganz freien Sonntag. Es kann in der Woche sein kleines Hirn genug anstrengen, und die Lehrerin bedarf eines solchen Ruhetages nicht minder.

Antwort auf Frage 3 in Nr. 2, Jahrgang VII der Schweizer. Lehrerinnenzeitung. Die Gründe, die man Ihnen gegen die Einführung einer Sonntagsschule geltend gemacht hat, sind nicht durchwegs zutreffend. Eine richtig geleitete Sonntagsschule ist ein grosser Segen für Lehrende und Lernende, und wohl lohnt es sich, auf diese „Kindergottesdienste“ sich tüchtig vorzubereiten und den Kindern sein Bestes zu bieten. Dass sich diese durch ein besonders gesittetes Betragen vor nicht Sonntagsschülern auszeichnen, wird kein vernünftiger Mensch erwarten. Um Musterkinder zu erziehen, genügt eine Stunde per Woche nicht. Da hätten ja Elternhaus und Schule und alle andern Erziehungsfaktoren nichts mehr zu tun. Die Kinder sollen sich auf die Sonntagsschule freuen. Sie sollen da finden, was ihren frischen, fröhlichen Kindergeist anspricht und ihr Interesse wachruft. So werden sie auch fähig sein, in ihre Herzen manch gutes Samenkörnlein aufzunehmen, das, tief in sich die Lebenskraft bergend, wohl eine Zeitlang schlummert, aber dann doch zur rechten Stunde und am rechten Ort aufsprösst und Frucht bringt. Ich selber besuchte von meinem 6. Altersjahr an regelmässig die Sonntagsschule, bald mit mehr, bald mit weniger Begeisterung. Das kam hauptsächlich auf den Lehrer oder die Lehrerin an, auch etwa auf die liebe Sonne, die mir hie und da die Frage nahelegte, ob man wohl auch im Walde mit uns Sonntagsschule halten könnte. Noch jetzt erinnere ich mich lebhaft vieler Einzelheiten aus meinen schönsten Sonntagsschuljahren. Wer unserer gespannten Aufmerksamkeit sicher sein wollte, musste nicht durch künstliches Moralisieren den Eindruck schwächen, den die einfache Tatsache durch sich selbst hervorbrachte, sondern musste zum Schluss auch noch Zeit finden zu einer „weltlichen“ Geschichte (die natürlich in engem Zusammenhang stand mit der vorausgegangenen biblischen). Was die Ausdauer der Kinder im Sonntagsschulbesuch anbelangt, so weiss ich aus Erfahrung, dass sich Jahr für Jahr eine ziemliche Anzahl Kinder angezogen fühlt durch die Christbaumfeier und dann wieder fern bleibt, wenn das Weihnachtskindli da gewesen ist. Doch diese Erscheinung, für die ich die Eltern der betr. Kinder verantwortlich mache, darf Sie nicht entmutigen. Als Seminaristin half ich gerne und fleissig mit an der Führung einer Sonntagsschule und hatte jedesmal grosse Freude, wenn ich nach Weihnachten eine erfreuliche Zahl „Stammgäste“ wieder vorfand. Seit ich nun Lehrerin bin in einem kleinen Dorfe, wo seit mehr als 30 Jahren eine Sonntagsschule besteht, wurde ich zu wiederholten Malen ersucht, mich an der Leitung derselben zu beteiligen. Aus naheliegenden Gründen konnte ich mich nicht entschliessen, auch am Sonntag in *meiner* Schulstube vor *meine* Schüler hinzutreten und möchte auch keine meiner Kolleginnen dazu aufmuntern. Tun wir nicht auch „etwas im Dienste des Herrn“, wenn wir in unsern vorgeschriebenen Religionsstunden nach Kräften bemüht sind, in den Herzen der uns anvertrauten Kinder sittlich-religiöse Gefühle zu wecken und zu beleben? Kellner sagt in seinen Aphorismen: „Ich aber wünsche, dass wir *jede* Stunde als Religionsstunde betrachten und so benutzen, dass sie uns mit Gott und der Tugend verbinde.“

Z.

Lehrerinnenheim. Eine simple Landschullehrerin, die seit dem Bestehen des Schweizer. Lehrerinnenvereins dessen Mitglied ist, möchte, veranlasst durch die Korrespondenz aus St-Gallen in der letzten Nummer unseres Blättchens, einige Bemerkungen betreffs des geplanten Heims machen.

Ich kann selbst nicht beurteilen, ob man das Gut in Rubigen hätte kaufen sollen oder nicht; da bin ich zu wenig sachverständig. Ich hatte aber volles Zutrauen zu unserem Vorstande, der sich mit der Sache befasste. Ich kenne eine Reihe älterer Lehrerinnen, die mit Sehnsucht auf die Eröffnung eines Heims warten, sei es einstweilen auch nur für Ferienaufenthalte, und die sehr enttäuscht waren, als das Resultat der Abstimmung in Olten bekannt wurde. Man kann mit der Errichtung eines Heims nicht warten, bis die grösste Not vorhanden ist. Wer 30 und mehr Schuljahre hinter sich hat, wird sich wohl fragen müssen, wie lange seine Kraft noch reiche. Bei den bis vor kurzem geringen Lehrerbesoldungen auf dem Lande waren grosse Ersparnisse nicht möglich, und manche mühselige Lehrgotte atmete erleichtert auf, als der Traum von einem freundlichen Heim sich endlich zu verwirklichen schien. Möge dies bald geschehen! Wir Lehrerinnen, die wir wirklich dort Aufnahme finden möchten, sind nicht anspruchsvoll. Wer seine 30 Jahre in einem entlegenen „Krachen“ oder auf einem „Hoger“ zugebracht hat, fürchtet die Einsamkeit nicht und vermisst Tram- und Strassenbahnnähe nicht allzusehr. Theater, Konzerte und Vorträge geniessen zu können, ist ja schön für den, der eben noch jung und kräftig genug dazu ist. Ich fürchte, eine ausgediente Lehrerin sei auch dazu nicht mehr so recht geschickt. So wie so wird das Heim in keine Einöde zu stehen kommen, so dass Geselligkeit und Zerstreuung immer zu ihrem Rechte kommen werden. Was wir von einem Heim erwarten, sind vor allem ein trauliches Stübchen, ruhige, freundliche Umgebung und Befriedigung unserer bescheidenen, täglichen Bedürfnisse.

C. S.

Mitteilungen und Nachrichten.

Sektions-Bericht. Mit dem wachsenden Interesse für die Heimangelegenheit macht sich mehr und mehr das Bedürfnis geltend, sich gegenseitig auszusprechen und anzuregen. So verlegte denn die *Sektion Bern* ihre Versammlung vom 15. November nach Burgdorf, um mit den Kolleginnen daselbst gemeinsam zu beraten. Im Hotel Guggisberg fand sich denn auch eine ansehnliche Schar Lehrerinnen ein, nachdem schon eine gemeinsame Eisenbahnfahrt zu mancher zeitgemässen Erörterung Gelegenheit gegeben hatte.

Nach einer kurzen Begrüssung durch die Vorsitzende, Frl. Dr. E. Graf, hörte die Versammlung mit grossem Interesse den Bericht von Frl. Stauffer an über das Lehrerinnenheim in Baden-Baden. Es folgte eine rege Diskussion, durch die Präsidentin eingeleitet, mit dem Zwecke, uns selber Rechenschaft abzulegen über die Stellung, die wir in der Frage der Errichtung eines Lehrerinnenheims einnehmen. Das Bild von Gemütlichkeit, schöner Anlage, geordnetem Geschäftsgang und gesicherter Existenz, das sich vor unserm geistigen Auge entrollt hatte, wäre wohl imstande gewesen, kleinlaute Seufzer zu entlocken, wie: „Ach, wären wir nur auch so weit!“ Nichts von dem! Taten-drang und Entschlossenheit griffen in den Gemütern Platz. Die Bernerinnen wurden ihrem Wahlspruch: „Nume nit gsprängt“ untreu und einigten sich